

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

N^o. 5.

Fünfter Jahrgang.

1. Februar 1861.

Die schneebelad'ne Canne.

Es hat die Nacht den Tannenbaum
Mit frischem Schnee belastet,
Wie froh auf seinem Silberstaum
Die müde Seele rastet!

Gebrochen sind vom schweren Druck
Nun seine dürrten Zweige;
Sie liegen traurig, ohne Schmuck
Zerstreut am Hügelsteige.

So, wenn ein Kummer mich bedrängt,
Entfallen mir die Schwächen;
Was abgestorben an mir hängt,
Ich laß es ruhig brechen.

Es grünt an mir noch mancher Ast,
Der stark sich bent dem Drucke;
So trag' ich stolz des Lebens Last,
Mir und der Welt zum Schmucke.

Adolph Bube.

Das Jägerhaus.

Novelle von Moriz Reich.

(Fortsetzung.)

Der Waldweiser sah aus der Ferne dem geschäftigen Treiben hinter einem dicken Stamme zu, wie er glaubte, selber ungesehen. Er bemerkte mitten unter den Leuten einen Mann mit grünem Hut, der ihm fremd schien; derselbe stand müßig da und schien nur aus Kurzwelle zuzuschauen, ein Anderer stand neben ihm und erklärte, wie dem Waidmann dächte, dem Fremden den Hergang des Geschäftes. Das wird am Ende der Hamburger sein und sein Gehilfe, der Negerle! dachte der Alte und ging weiter. Wir können es freilich nicht wissen, durch welche Ideenverbindung angeregt, seine Erinnerung im Schachte der Erlebnisse nach der Geschichte spürte, welche seinen Sohn Edmund aus dem väterlichen Hause gejagt hatte. Er sah ihn vor sich, den schlanken, blonden Burschen mit der Plinte über der Achsel, wie er durch den Wald hütschte, der Hund lustigbellend vor ihm hersprang, alle Leute nach ihm umfahen — „o, er war ein herrlicher Junge, ganz Leonore! Nur noch den Kern des Mannes in der Brust! Er hatte meine Hize und der Winter

Sanftmuth zugleich und doch — doch hat er ihn erschossen! Jeden Andern hätte er in Gottes Namen erlegen können, wenn er ihm ins Gehege kam, nur den nicht, seinen Nebenbuhler nicht! Wie war's doch? hm, sind freilich schon eins, zwei, drei — sieben Jahre! Ist mir's doch, als wäre es gestern geschehen! Ich sag schon, 's war mir aber auf einmal unheimlich geworden, ich stieg heraus, öffnete das Fenster und sah den Mond über dem Wasche herkommen; da kam's unten auch hervor, es jagte, kam nahe, ich erkannte Edmund, ich konnte nicht von der Stelle, ich konnte nicht schreien, ich war eingewurzelt wie ein Baum; er stieß die Thür auf, stürzte herein, todtenbleich, stumm zu meinen Füßen! So lag er eine ganze Viertelstunde und keiner von uns Beiden konnte ein Wort sprechen; da fragte Etwas an der Thür, Leon kam bellend hereingefagt und in seinem Maule trug er etwas, 's war eine blutige Mütze — da kam Edmund die Sprache, er schrie: „Vater, ich that's nicht gern, ich habe Konradin erschossen!“

„Konradin?“ frug ich entsetzt, „Bube, den Konradin? weil er Grete drüben im Hammer freit, weil er sie heiraten soll nach dem dritten Aufgebot? Hast ihm aufgelauert drüben; wie er von seiner Braut ging, piff, pass, weg ist er!“ und piff, pass, schlug ich ihn um die Ohren und er sprang auf, lief hinaus und auf und davon, ohne Geld, ohne Alles! Ich schlief die ganze Nacht nicht, früh rief Leonore hundert Mal: „Edmund!“ er war nicht da! Ich tröstete sie, er werde wieder kommen, sie weinte laut; er kam nicht. Konradin ward im Walde gefunden, verwundet, nicht todt, doch er starb am dritten Tage; alle Welt rief: Er wolt' ihn wegräumen! und jetzt erst, wo die dumme Welt so einstimmig darüber war, stieg ein Zweifel in mir auf, ich wollte Grete fragen um ihre Meinung, ich frug, mir dächte so, auch den Konradin auf seinem Krankenslager. Grete meinte, Edmund sei dafür zu gut; Konradin: er habe ihm aufgelauert! Aber konnte der Wilddieb nicht lügen? — Mein Sohn irrt in der weiten Welt umher, und ich weiß nicht, soll ich mich anklagen, oder ihn, oder das Schicksal! Geschehen ist leider geschehen! Meine Haare werden mit Kummer in die Grube fahren.“

Hier riß die Gedankenkette entzwei, denn vor ihm lag der Schwarzgrund, ach, nicht mehr in düsterer Majestät — wie ein Heer nach der Schlacht, in dem die Kanonenkugeln furchtbar aufgeräumt, sich traurig sammelt, hie und da ein

Felsen, die gebiegene Masse zerrissen in tausend Splitter — so lag der uralte Wald vor ihm! Die Baumleichen lagen unzählig ausgebreitet, eine über der andern, ein weites Schlachtfeld, die spärlichen Reste standen stumm da und trauerten über den Tod ihrer Brüder, ein leiser Ost bewegte ihre Zweige, als theilten sie ihrem alten Freunde nun ihren Schmerz mit, da er ihnen so oft den seinigen mitgetheilt. Der Waldmeister schlug zu wiederholten Malen die Hände über den Kopf zusammen und rief: Herr Jesus, ach, Herr Jesus! Er bemerkte nicht, daß der grüne Hut vom Meister ihm durch die Buchenallee nachgeschlichen, daß er seine Verwunderung und Wehklage von einem Versteck aus beobachtete. Er ging endlich, nachdem er lange so erschrocken dagestanden hatte, und die Möglichkeit des Unglücks noch immer zu bezweifeln schien, den ganzen weiten Busch durch, um den Schaden genauer zu besichtigen, als könnte er ihn wieder heilen; bei jeder neuen Gruppe gefällter Lieblinge stieß er einen Seufzer aus, ein Nabe krächzte über ihm, er sah ihn auf einem hohen Tichtenwipfel sitzen in seiner schwarzen Tracht und sagte: „Alle Waldbögel sind entflohen, verschreckt von den Mähgern, 's ist stumm im Busch, nur der Todtenvogel krächzt!“

Die Sonne brannte vom reinen Himmel nieder auf einen Fleck, wohin sonst nie ein warmer Strahl gedrungen, dem Alten wurde heiß zu Muthe, er fühlte sich matt und schläfrig; er suchte daher zum letzten Male einen schattigen Ruheort, zum letzten Male wollte er im Schwarzgrunde schlummern, dann nie wieder mit einem Fuße diese entheiligte Stätte zu betreten. Er legte wie sonst sein Gewehr neben sich, vergrub sein Angesicht im Moose und schlief ein. Nun trat der mit dem grünen Hute vorsichtig heran; es war ein Mann von ungefähr fünf und zwanzig Jahren, schön gebaut, mit einem in mehreren Farben spielenden Vollbart; seine Kleidung war die eines Waldmannes: hohe, über's Knie gehende Stiefel, ein kurzer, grauer Rock mit grünem Kragen, zugeknöpft bis zum Kinn, wodurch sein schöner Wuchs hervorstrahlte. Als er nahe gekommen war, zog er unwillkürlich den Hut und stand mit entblößtem Haupte, das ein kurzgeschchnittenes, blondes Haar bedeckte, vor dem schlummern den Alten. Wehmuth sprach aus seinen Zügen, es zuckte oft um seine Mundwinkel wie ein bekämpftes Schluchzen, zwei männliche Thränen flossen heiß in das weiche Moos. Derauf zog er sich zurück, blieb aber oft stehen und sah immer und immer nach dem Schlummern den hin, als riffe er sich nur schwer von seinem Anblicke los. Nicht gar lange war er im Dickicht verschwunden, als der Alte aufsprang, nach dem Gewehre griff und nach allen Seiten spähte — es war nur die mechanische Wiederholung einer oft ausgeführten Art zu erwachen, aber kein stolzer Hirsch war durch's Gebüsch gebrochen, nur ein Mann hatte sich geräuschlos entfernt. — Verlassen wir nun den auf seinen gewiß nicht unangenehmen Traum sich besinnenden Waldmann, es spielt ein Rächeln um seine Züge, kummerloser verläßt er den Schwarzgrund, als er ihn betreten, das ist gewiß! und

sehen wir nach dem Bärchen, das, zwei Schmetterlingen gleich, welche in blauer Sommerluft kosen, sich jetzt neckend verlassen, um gleich wieder einander zu erjagen und zusammensetzen weiter zu fliegen, sorglos um Ort und Zeit, längs der in Schlangenlinien schweifenden Klause schwärmt. Sie haben ihre Hüte gewechselt, er trägt ihren Strohhut, den sie ihm mit allerlei Waldblumen früher bekränzte, und sie den seinigen, von ihm mit Epheu geschmückten; phantastisch wie Oberon und Titania, elfenleicht, mit Puck's schalkhafter Laune, und Romeo's und Julia's Liebe im Herzen. Sie bewundert seinen markigen und doch leichten Tritt, er ihr göttergleiches, in sich ruhendes Schweben; oft enteilt sie ihm rechts und links, um da eine Veronika, dort eine Nacht-, hier eine Königsferse mit goldenaufgeklüpfen Blüten zu pflücken und in ihr zierliches Körbchen zu sammeln. Sie weiß ihn fortwährend durch eine neue, wunderschöne Ausflucht zu überraschen, sie ist vertraut, wie Diana, mit allen Schlupfwinkeln des Waldes, mit allen Windungen des Baches; jetzt ruhen sie auf einer Moosbank, von wo sie das ganze Thal mit all seinem reizenden Buschwerk am Bache und gegenüber einen Fels überschauen, an dessen Rande vier silberweiße Birken prangen, deren helles Laub lustig im Winde raschelt. „Dort,“ sagte Heinrich, „möchte ich mein Himmelbett ausspannen, zwischen den vier Birken am Felsen, und eingesungen von Wind und Welle schlummern und von Leonoren träumen!“ Hier ergriff er ihre Hand und vergaß über den Anblick derselben alle seine Wünsche.

„Wie geistig ist diese Hand!“ rief er entzückt, „wie hat sich Deine Seele so reich bis in die Fingerspitzen ergossen! Pfui, über meine Sprache, daß sie für Dich keinen neuen, menschlicheren Ausdruck weiß! Umfange mich, Leonore, fest, noch fester. Ihr Seligen, schaut herab, und saget selber: die Erde ist ein Himmelreich!“ —

„Heinrich!“ lächelte Leonore, „Du Einziger! Ich halte Dich umschlungen mit diesen Liebesarmen wie Epheu, ich schüttle Dich wie einen Baum, und Frucht und Blüthe regnet es auf mein Haupt! Ich beklage meine tausend Schwestern in der weiten Welt, daß diese nur Einen Heinrich hat, und jauchze, daß ich diesen Einen in meinen Armen halte! Umfange Du auch mich, Geliebter, fest, fester! Du Bach, du Wald, o Fels, Himmel und Erde, ihr Fische, Vögel und du Wild, seid Zeugen meines Glückes!“ —

„Küsse mich, Holde, noch ein Mal! küsse mich ohne Aufhören, daß meine Stimme in Deinem Blumenodem erklinge und ich nicht mehr lächeln kann: küsse mich!“

So tauschten die Liebenden in holdem Liebespiel Worte um Worte, Küsse um Küsse. Die rothen Erdbeeren ergossen um ihren Moosstich ihre würzigsten Düste; die Biene summten neidisch um ihre sanft glühenden Lippen, bunte Schmetterlinge gaukelten um sie her, die kleinen Forellen streckten ihre Köpfe neugierig lauschend aus der langsamer rieselnden, kristallhellen Fluth empor, und neckische Eichhörnchen hingen horchend über ihnen auf den wiegenden Zweigen, bestreuten sie mit grünenden Blättern, und fröhlich sangen

die Waldvögelin das hohe Lied der Liebe. Sie verweilten auch nicht einen Augenblick länger in diesem berauschten Zueinander, als es eben ihre Natur gestattete, keine Willfür mischte sich zwingend in das freie Seelenspiel, das nur einem innern Gesetz, keinem äußeren folgte; sie gaben sich wieder den seiblichen Bewegungen hin, wenn die der Seelen ruhte; der Geist sprach, wenn die Seele schwieg; so blieben sie immer lebendig und hätten ohne Langweile mit einander fortwandern mögen bis an's Ende der Zeiten.

„Viele haben Herz,“ sprach Heinrich, „wenige Seele!“

„Wie meinst Du das?“ frug Leonore und blickte ihm neben ihm wandelnd, ganz fragend in das Antlitz.

„Das Herz,“ erörterte Heinrich, „ist der Rohstoff, der erst zur Seele hinaufgeläutert werden muß; er wird geläutert durch die Liebe, und wie Wenige lieben!“

„Warum Wenige?“

„Weil die Meisten nur sich, nicht die Person ihrer Liebe lieben! Leonore, wenn ich Dich fragen höre, gehst mir das Herz auf. Du weißt zu fragen, Dir sieht man am ganzen Ausdrucke des Antlitzes den Ernst der Frage an, man erkennt, daß Dir die Wahrheit am Herzen liegt, daß Du nicht Deine Behauptungen in Fragen hüllst, um Anmaßung in Bescheidenheit zu kleiden; Du hörst den Andern, nicht Dich und das ist Liebe, das ist Seele, ist Geist!“

„Ich weiß nicht,“ sagte Leonore, „wie ich mich jetzt an einen Menschen erinnere, der mir, bis ich Dich kennen lernte, wohl der Iheuerste auf Erden war, ich meine meinen Bruder!“

„Du hast einen Bruder?“

„Ich hatte einen, und da ich ihn hatte, hab ich ihn noch! Niemand kann ihn aus meiner Seele reißen, wenn auch aus meinen Armen, er selbst nicht, ja, mein Wille nicht!“

„Wo ist der Bruder?“

„Ich weiß es nicht! Komm, die Schatten der Bäume strecken sich, die Sonne sinkt, kehren wir in's Jägerhaus zurück, ich will Dir eine traurige Begebenheit erzählen, die Dir ein ganz neues Schlaglicht auf unsere Häuslichkeit werfen wird.“

Sie erzählte, er war ganz Ohr; als sie mit der Geschichte fertig war, die sie mit aller Lebhaftigkeit, mit aller Wärme einer jugendlichen und doch gereiften Phantasie, bewegt, und doch nur den Hörer berücksichtigend, mehr dargestellt, als vorgetragen hatte, und man schon das rothe Dach des Jägerhauses herüberwinken sah, verklärte Heinrich's Angesicht eine stille Seligkeit, und er sprach mit tiefen Seelentönen: „Und wenn er noch lebte, wenn er wiederkehrte? Wenn er nur deshalb gestoben, weil er im jähen Verdachte eines liebenden Vaters das zähe Verdammungsurtheil der ganzen Welt voraus hören konnte? Er glaubte sich, trotz seiner Unschuld, nicht vertheidigen zu können, da er keine Beweise, keine greifbaren, rohen Beweise darlegen konnte!“

„Woher weißt Du,“ fiel Leonore ein, „daß er gewiß ohne Schuld ist?“

„Er ist Dein Bruder,“ antwortete er ausweichend, „Konradin ein Wilddieb? Abend war's, Edmund rief ihn an, er antwortete nicht; die Jagdgesetze waren verschärft.“

„Woher weißt Du das?“

„Ein Wild auf Konradin's Schulter,“ fuhr er hitzig fort, „der junge Schütze verfolgt ihn, legt an, da der Verfolgte sich drohend umkehrt, das Gewehr geht los ohne den Willen des Jägers, erschrocken sieht er ihn fallen, entsetzt erkennt er seinen Nebenbuhler, und alle schrecklichen Folgen, die er ahnt, jagen ihn wie Furien nach Hause!“

„Heinrich, so wahr ich lebe, Du weißt von Edmund, er lebt, Du kennst ihn! Ich bin gefaßt!“

Sie zitterte an allen Gliedern; Heinrich hielt sie mit seinen Armen umfaßt und sagte, bleich vor innerer Bewegung: „Ja, Leonore, er lebt, ich kenne in, er ist mein Freund!“

Leonore's Haupt lehnte am Busen des Geliebten, ihre Brust stutete vor Empfindung, Thränen stürzten aus ihren Augen und neßten sein Antlitz. „Leonore, er ist mein Geschäftsgenosse Negerle, der vor mir hier ankam, er ist hier!“

„Ich werde ihn sehen!“ jubelte sie und lachte unter Thränen; „ach, der Vater! Er wird seinen Sohn wieder haben! Du wirst ihm den Sohn geben! Für todte Bäume einen lebendigen Sohn! Alle Hindernisse unserer Liebe mit einem Male geschwunden, Alles, Alles gewonnen!“

„Geliebte, hier müssen noch Zwei geschont werden!“

„Zwei? Wer sonst als der Vater?“

„Auch Dein Bruder, Leonore! Er sagte mir kein Wort, daß hier sein Vaterhaus liege, er scheut fremde Vermittlung, er ist stolz, Dein Bruder! Wer weiß, ob wir nicht durch unbesonnene Raschheit Alles verdürben!“

„Sollen sieben Jahre die Beleidigung nicht aus seiner Seele getilgt, nicht die Sehnsucht entflammt haben, die Seinigen unter jeder Bedingung wieder zu sehen?“

„Nein, ehe er in Unehre, in zweideutigen Verhältnissen zurückkehrt, lieber läßt er die Vergangenheit begraben sein!“

„Gut. Ich kann mich mäßigen! Aber wird er seine Unschuld dem physischen Auge bloßlegen können?“

„Er wird!“

„Wie?“

„Ist seine Flinte noch in Curer Hand?“

„Ja!“

„So wird sich's finden!“ (Fortsetzung folgt.)

Die Geschichte der Violine.

Die Violine übertrifft durch die Fülle und den Umfang ihrer Töne jedes andere Instrument, ohne daß man bis jetzt für diesen wunderbaren Tonreichtum eine vollkommen genügende Erklärung gefunden hätte. Wann und wo die Violine erfunden wurde, ist noch immer Gegenstand der Vermuthung und des Streites; auch über die erste Behandlung dieses Instrumentes wissen wir durchaus nichts Bestimmtes, doch

wurde dasselbe wahrscheinlich auf gleiche Art, wie der alte Psalter oder die Harfe bloß mit den Fingern gespielt. Aus Andeutungen und Abbildungen auf griechischen und römischen Alterthümern glaubt man indessen schließen zu dürfen, daß die Geige in Griechenland während der Blütezeit der Tonkunst erfunden worden sei, und daß sie später auch in Rom Eingang fand, ja wir sind durch einige Figuren, welche wir auf alten römischen Bildhauerwerken vorfinden, zur Annahme berechtigt, daß die Violine, wenn auch noch in sehr roher Form, schon zu den Zeiten Cäsar's in Italien bekannt war. Doch gerieth sie während der traurigen Periode, welche auf den Einfall der Gothen folgte, fast ganz in Vergessenheit und sie wurde nur selten mehr von den Bauern bei ihren Tänzen angewendet.

Erst im 9. Jahrhundert wurde die Violine in Frankreich eigentlich wieder erfunden, und im Mittelalter, in den Zeiten des Ritterthums, spielten die Troubadours mit Vorliebe auf dem alt-französischen rebec, einer Geige mit drei Saiten, welche das Auzücken der Ritter und Edeldamen an den Höfen und im Felde war. Bald darauf aber wurden die Italiener die allgemein anerkannten Meister in der Verfertigung und Behandlung dieses Instrumentes, und sie sind es auch fast in gleichem Maße bis auf den heutigen Tag geblieben.

Im 16. Jahrhundert wurde Cremona, eine Stadt der Lombardei, berühmt durch die Geigen, welche eine Familie Namens Amati, dort verfertigte. Diese Familie gab der Violine erst ihre jetzige, und wie es scheint, endgiltige Form, und die nach derselben benannten Cremona's sind noch bis auf den heutigen Tag an Kraft und Wohlklang des Tones unübertroffen; sie werden deshalb auch zu einem viel höheren Preise, als derjenige wäre, welchen ihr Gewicht in Gold ausmachen würde, gekauft. Alle vermeintlichen Verbesserungen, welche man späterhin in Bezug auf ihre Verfertigung gefunden zu haben glaubte, erwiesen sich nicht nur immer als werthlos, sondern man war nicht einmal im Stande, ihre Vorzüge auch nur annähernd zu erreichen.

Es war von jeher das eifrigste Bestreben der Geigenmacher, das Geheimniß, welche die Cremona's ihre unbestreitbare Ueberlegenheit verdanken, zu entdecken; man zerlegte alte Geigen in Stücke, man kopirte mit der größten Treue die Gestalt und Größe der einzelnen Theile, und doch haben alle diese Versuche zu keinem wesentlichen Erfolge geführt. Man hat geglaubt, daß das Alter einer Violine die Schönheit ihres Tones bedinge, aber das Alter ist nicht der einzige Grund des Vorzuges einer Geige vor einer anderen. Auch versichert man, daß die alten Verfertiger der Cremona's in der Auswahl des Holzes, dessen sie sich dabei bedienten, eine ungemein ängstliche Sorgfalt angewendet hätten, und daß sie bloß das Holz von Gebäuden, die seit drei Jahrhunderten trocken erhalten worden waren, dazu gebrauchten. Die Beschaffenheit des verwendeten Holzes ist zweifellos eine sehr wesentliche aber nicht die einzige Bedingung für die

Güte eines Instrumentes und wahrscheinlich ist hierbei auch der Firniß von großem Einflusse.

Der für diesen Zweck vorzüglichste Firniß wird aus Bernstein und Del bereitet. Der Bernstein wird zu diesem Behufe in einem eisernen Kessel erhitzt, mit heißem Leinöl übergossen und so lange gesotten, bis das Harz völlig aufgelöst ist. Dieses ist, wie man glaubt, der von den Verfertigern der Cremona's angewendete Firniß; derselbe braucht ungemein lange Zeit zum Trocknen, wenn er auf die Violine gebracht wird, doch wird die Geduld, mit welcher man die vollständige Austrocknung des Holzes abwarten muß, gewöhnlich durch den hellen und kräftigen Ton des Instrumentes reichlich belohnt.

Eine eigenthümliche Art, neuen Violinen einen schönen Ton zu verschaffen, oder denselben zu verbessern, besteht darin, daß man mehrere Monate hindurch einen geübten Musiker darauf spielen läßt, während welcher Zeit sie immer in einem sehr trockenen Raume aufbewahrt bleiben. In diesem Falle erfolgt die Verbesserung des Tones nach dem Gesetze der sympathetischen Schwingungen, auf welchem noch manche andere interessante Erscheinung beruht. Wenn zum Beispiele eine Flöte in einem Zimmer, in welchem sich ein Piano befindet, gespielt wird, so wird der Ton des ersteren Instrumentes in den Saiten des letzteren Schwingungen hervorrufen. In Folge desselben Gesetzes musikalischer Sympathie wird ein Saiteninstrument, z. B. eine Geige, sobald man auf demselben spielt, die Saiten eines andern, besonders wenn letzteres frei aufgehängt ist, im Einklange schwingen machen, und auf demselben Grundsätze beruht die Verbesserung des Tones neuer Violinen, indem man sie entweder dem Einflusse harmonischer Schwingungen, welche durch das Spielen auf ihren eigenen Saiten hervorgerufen werden, aussetzt, oder wenn man sie bloß in einem trockenen Zimmer aufhängt, in welchem geübte Musiker von Zeit zu Zeit zu spielen pflegen.

Literatur.

Oberbairische Lieder mit ihren Singweisen.

Gesammelt und herausgegeben v. F. Kobell. München. 1860.

Der Name des Sammlers und Herausgebers, des als Dichter vielbekannten Kobell, genügt schon diese, im Auftrage des Königs von Baiern veranstaltete Sammlung Lieder, als eine vortreffliche zu bezeichnen. Kobell kennt nicht allein alle Volkslieder, wie sie in Oberbairern gesungen werden, er hat auch ihrer selbst eine hübsche Anzahl gedichtet, (seine Schnadahüpfle sind weit und breit bekannt), welche im Munde des Volkes fortleben werden. Er hat ein feines Verständniß für die einfachen Poesien der Aelpler und für die Melodien, die er oft auf seiner Zither hören läßt. Aus dem Allen geht hervor, daß sein Name die beste Empfehlung für das vorliegende Werk ist.

Illustriertes Haus- und Familienbuch. Wien bei Zarnaschi und Dittmarsch.

Wir haben schon einige Mal dieses belletristischen Unternehmens Erwähnung gethan und gesagt, daß es den Beweis liefere, wie auch auf österreichischem Boden populär-wissenschaftliche Unterhaltungsblätter gedeihen können. Die neuesten Hefte bestätigen es, ihr Inhalt ist mannigfaltig und interessant, die Farbendruckbilder zeigen eine sehr bemerkbare Vervollkommenung in dieser Kunst, dabei ist der Preis ein sehr geringer, so daß wir wohl sagen können, die Herren Herausgeber und Verleger wetteifern miteinander allen Ansprüchen des Publikums gerecht zu werden.